Neunter Jahrgang — Nr. 9 — Bern, 5. Dezember 1915

Der freie Schweizer Arbeiter

Wochenblatt für Sozialgesinnte aller Stände.

Offizielles Organ der evangelisch-sozialen Arbeitervereine der deutschen Schweiz.

Abonnementspreis: Bei der Post Fr. 1.— pro Vierteljahr, Fr. 2.— pro Halbjahr, Fr. 4.— pro Jahr, für Mitglieder von Arbeitervereinen, Blaukreuz- und christlichen Jünglingsvereinen, wenn direkt bei der Expedition bestellt, die Hälfte.

Redaktion: :: Otto Lauterburg, Bern :: Pfr. Sutermeister, Feuerthalen

Insertionspreis: Per 4gespaltene Petitzeile 10 Cts. Bei Wiederholungen Rabatt. Man wende sich dafür an die Expedition: Buchdruckerei J. Fischer-Lehmann Falkenweg 3 a, Bern. Telephon 163.

Antimilitarismus und Evangelium.

Im kurzen zweiten Abschnitt seines Büchleins kommt Herr Professor Wernle auf den Antimilitarismus zu sprechen, der aus der Mitte der sozialdemokratischen Arbeiterschaft herauswächst. In erfreulichem Unterschied von den landläufigen Ansichten in den freisinnigen und konservativen Bürgerkreisen anerkennt er, wie das internationale Ideal der Arbeiterschaft aus der Tatsache seine Kraft zieht, daß das Vaterland im Proletarier viel zu wenig Heimatgefühl, Existenzsicherheit und Zukunftshoffnung zu wecken vermag und er daher sein Heil begreiflicherweise um so mehr von Umgestaltungen erwartet, welche nicht an die Grenzen der Staaten und Vaterländer gebunden sind.

„Die eigentliche Wurzel des überspannten Internationalismus war und ist immer die gedrückte Lage der Arbeiterschaft innerhalb des Vaterlandes." (S. 29.) Und wenn nun die „bürgerlichen und patriotischen Parteien" an Ueberwindung der sozialen Nöten und Aufgaben auch unseres Vaterlandes nicht in viel höherem Maß als bisher, sondern auch fernerhin viel zu wenig tatkräftig und gründlich mitarbeiten wollen, verliert dann der Appell an die vaterländische Pflicht auch der Proletarier nicht doch vielleicht mehr an Gewicht und Wirkung, als wir oft denken und wünschen? Darauf kann hier nicht näher eingegangen werden.

Der eigentliche Hauptabschnitt des Büchleins ist der dritte, die Auseinandersetzung mit den antimilitaristischen Gedanken und Neigungen, welche viele Christen aus dem Evangelium schöpfen. Auch dabei kann ich nicht anders, als vor allem sehr vielem, was Professor Wernle in seiner warmen und packenden Art sagt, freudig zustimmen. So wenig wie er kann ich von vornherein einerseits Staatsleben und Vaterland — andererseits Reich Gottes und Evangelium einander als feindliche Gegensätze gegenüberstellen. Trotzdem Staat und Recht in der Tat einer andern „Ordnung" angehören, als das Reich Gottes, von andern, selbstsüchtigeren, gewalttätigeren, materialistischeren Tendenzen und Gesetzen beherrscht werden, als ein Gemeinschaftsleben nach dem Evangelium, und trotzdem noch auf lange Zeit hinaus, vielleicht so lange diese Welt besteht, eine völlige Umgestaltung und Herrschaft des Reiches Gottes nicht zu erwarten ist, so glaube ich doch auch an Gottes Walten in diesen gegenwärtigen Weltverhältnissen drin. Ich glaube, daß im Recht, im Staat, in der bürgerlichen und nationalen Gemeinschaft gute, göttliche Kräfte vorwärts und aufwärts treiben, um die Menschheit über tierische Wildheit, brutale Selbstsucht und chaotische Anarchie, zur Selbstbeherrschung, zur Menschlichkeit, zur Gemeinschaft und Ordnung empor zu führen. (S. 41-43.) Aber gerade darum kommt für mich nicht „alles an auf die grundsätzliche Stellung der Christen zu Staat und Gottesreich" (S. 47), sondern das Problem kompliziert sich mir dahin: Wenn Staaten und Volksgemeinschaften, vielleicht in ganz ehrlicher Ueberzeugung, damit ihren notwendigen Existenzkampf zu führen, in ihrem Handeln wieder in den tatsächlichen Zustand „tierischer Wildheit und brutaler Selbstsucht zurückfallen, bin ich dann als Christ verpflichtet, diesen Rückfall schrankenlos und bedingungslos mitzumachen? Gehört dieser Rückfall dann auch zu den „guten und göttlichen Kräften, welche die Menschheit aufwärts treiben?"

Ich gebe zu, daß die Gewalt, die ein Staat anwendet, um seine Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten, sittlich höher steht, als viel Kampf und Mißbrauch der Gewalt, die wir in Friedenszeiten üben." (S. 45) Aber gilt dieser Satz ohne Einschränkung auch für die grausamste Kriegführung, zu der man den einzelnen Soldaten nötigen will? Es handelt sich da ja nicht nur um die Eintönigkeit und Anstrengung des Dienstes, um Widerwärtigkeiten mit Kameraden oder niederen und höheren Vorgesetzten, (S. 53) sondern um Fragen, die viel tiefer ins Zentrum des christlichen Gewissens hinabreichen. Gerade wenn man sich nicht zu denen rechnet, die sich ihrer Vaterlandspflicht entziehen wollen, um dafür die andern für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes arbeiten und kämpfen zu lassen, während sie selber keinen Finger dafür rühren (S. 67 und 65), gerade wenn man in der gegenwärtigen Welt unter allen Widrigkeiten dem Reiche Gottes dienen möchte, und zwar nicht etwa auf den Trümmern unserer freien Eidgenossenschaft — oder eines andern, deutschen oder französischen Vaterlandes —, sondern in engem Zusammenhang mit demjenigen Volksleben, in das auch alle Christen nach Gottes Willen hineingestellt sind, jeder im seinigen — gerade dann entsteht die Frage, dient man sowohl dem Reiche Gottes als dem Vaterlande nur dann recht, wenn man sich nötigen läßt, nicht nur zu töten, sondern, wie sich ein deutscher Mitkämpfer ausdrückte, tagelang, wochenlang, monatelang das „Abgrundschlechte" zu tun? Kann man seine volle Christenpflicht gegen das Vaterland nicht restlos erfüllen, kann man alle seine Kräfte nicht in dessen Dienst stellen, nicht zu allen Opfern, auch zu dem des Lebens bereit sein, ohne zugleich das „Abgrundschlechte" mit tun zu müssen? Sollen wir unser Gewissen sozusagen in zwei Teile teilen, einen der uns verpflichtet, das Gute freudig zu tun, den andern, der uns erlaubt, zugleich Böses zu tun, auch wenn wir wissen und spüren, daß es böse, weil dem Evangelium zuwider, ist? Wird wirklich das zweite durch das erste gedeckt? Ist es Pflicht, als Bürger und Glied des Vaterlandes und in seinem Dienst Dinge zu tun, die das Gewissen einem als Mensch und Christ zur Sünde macht? Wohl verstanden: Ich rede nicht von solchen, die diesen Zwiespalt selber nicht fühlen oder sich verhältnismäßig leicht damit abfinden, sondern von solchen, die ihn in ihrer Seele brennend spüren. Macht man nun den richtigeren Gebrauch vom Evangelium, wenn es zur Schärfung dieses Zwiespaltes dient, oder wenn man es benützt, um ihn abzuschwächen und auszugleichen?

Das in diesen Fragen enthaltene Problem bespricht Herr Professor Wernle eingehend und ernst, und auch da wieder an vielen Orten so, daß ich ihm freudig zustimmen kann. Aber eine Lücke bleibt doch bestehen; gerade in den für mich entscheidenden Punkten befriedigt mich seine Lösung nicht.

Zunächst hebt Wernle hervor, daß alle Forderungen Jesu, namentlich in der Bergpredigt, durchaus an die Einzelnen gerichtet seien, welche seine Jünger sein wollen und sich und ihr Leben mit gläubigem Vertrauen in die Hand des Vaters im Himmel legen. Es ist durchaus wahr, daß darum keine Rede davon sein darf, von einem Volksganzen, nenne es sich christlich oder nicht, ein Verhalten nach dem Evangelium zu erwarten und zu verlangen. Das ist in Friedens- wie in Kriegszeiten eine unevangelische Illusion. Ein Volk kann das nicht, weil die unentbehrlichen Voraussetzungen fehlen. Für ein Volk gilt die Bergpredigt gar nicht, denn sie setzt die innere Umwandlung der Einzelnen voraus. Zuerst müßte diese wenigstens bei der überwiegenden Mehrheit der einzelnen Bürger und Bürgerinnen eines Volkes vor sich gegangen sein, bevor man das Recht hätte, ihm mit der Bergpredigt zu kommen. Damit soll in keiner Weise die stetige und allmälig aufwärtsführende Wirkung der Kräfte des Guten in jedem geordneten Volksleben geleugnet werden. Aber wenn wir selber bei allen Gelegenheiten das Evangelium beiziehen, um diese oder jene Forderung an das öffentliche Leben zu rechtfertigen, so denken wir dabei stets an die Einzelnen, die als Bürger zugleich Jünger Jesu sein wollen, oder uns wenigstens in ihrem Gewissen in dieser oder jener Frage recht geben müssen. Nur soweit diese Leute fähig sind, selber nach dem Evangelium zu handeln und soweit ihr sauerteigartiger Einfluß auf das Volksleben reicht, können wir auf dieses im Ernst Worte Jesu anwenden wollen. Daß wir noch himmelweit davon entfernt sind, von einem Volke zu jetziger Stunde den Verzicht auf bewaffnete und kriegerische Selbstbehauptung verlangen zu dürfen, ist mir völlig selbstverständlich. Ich denke nicht daran, dem Schweizervolke zuzumuten, es solle seine Militärorganisation aufgeben und sich schutzlos dem Wüten fremder Heere preisgeben. Da für einen solchen fantastischen Gedanken die elementarsten Vorbedingungen fehlen, so käme er mir durchaus unevangelisch vor. Unser Volk muß sich wehren wie die andern auch und kann nicht anders.

Aber damit ist für mich die Frage nicht erledigt. Soll einer als Einzelner, der in seinem Volke dem Evangelium dienen will, aus aufrichtiger Solidarität mit ihm auch

Dinge tun, die gegen das Evangelium sind? Ich weiß, daß ich mich mit dieser Frage stets wiederhole — aber sie kommt eben überall wieder! Für die Selbstbehauptung eines Volkes braucht es nicht nur das Schießen, Töten, Verbrennen und Zerstören mit militärischer Gewalt, sondern ebenso wichtig und nötig sind hunderttausend andere Dienstleistungen zur Stärkung der physischen und moralischen, ökonomischen und politischen Widerstandskraft. Die Sanitätsmänner, die beim Heraustragen der Verwundeten aus dem Feuerbereich oder in den Lazaretten selber ihr Leben opfern, sind in meinen Augen nicht weniger Helden, als die Soldaten der Frontlinie. Die Leiter des Volkes auf allen Gebieten, jeder Bürger, jede Bürgerin, die an ihrem kleinen Ort hingebend helfen, was in ihren Kräften ist, erfüllen meiner Meinung nach **ihre** Pflicht gegen ihr Vaterland ebenso gut, als diejenigen, die auf die Feinde schießen. Es ist eine gewaltige Arbeits**teilung** nötig, und es wäre Unsinn, von allen das gleiche zu verlangen. Eine Leistung, zu der ein Bürger gegen sein besseres Wissen und Gewissen gezwungen wird, ist schwerlich eine **gute** Tat im feineren und christlichen Sinn des Wortes. Ob er dabei „den inneren Frieden seiner Seele bewahren kann" (S. 58) scheint mir mindestens fraglich. Was gibt es für eine **moralische** Rechtfertigung dafür, einen Menschen zum Töten und Verbrennen der Feinde usw. zu zwingen, wenn andere Mitbürger das ohne Gewissensbedenken besorgen, während er sonstwie hundertfach seinem Vaterland ebensogut dienen kann mit reinem Gewissen? Es ist für mein Empfinden einfach **nicht wahr**, daß ein solcher, wie Wernle (S. 80/81) sagt, damit „seine Brüder in ihrem wilden Kampf im Stiche läßt und untätig zuschauen, wie Frauen und Töchter geschändet werden." Jawohl gehört Jesus und mit ihm seine Jünger dorthin, wo Not, Gefahr, Mühe und Arbeit ist im Vaterland (S. 77), aber wenn sie ihre Aufgabe im wilden Krieg dort sehen, wo die Wunden verbunden, der Jammer gemildert, dem Elend gesteuert, mit helfender Liebe dem Vaterland kostbare Dienste geleistet und Gut, Leben und Gesundheit geopfert werden können, da sage man uns nicht, das sei ein selbsterwählter, egoistischer Vaterlandsdienst, „der wider die Liebe und wider Gott gehe, weil er sich säuberlich trennen wolle von der Not und Schuld der Brüder" (S. 80). Das mag auf gewisse Fälle zutreffen, er soll jedenfalls eine Mahnung und Warnung für uns sein, aber für den Vaterlandsdienst, der mir am besten dem Sinne Jesu zu entsprechen scheint, treffen jene Vorwürfe das Gewissen einfach **nicht**.

Ich sage **kein Wort** gegen solche Christen, die mit aufrichtigem Herzen und reinem Gewissen Militärdienst tun, die darin **ihre** wenn auch schwere Pflicht und Aufgabe sehen und mitten in dem Furchtbaren, das sie mittun müssen, doch Gelegenheit finden, ihr Bergpredigtchristentum zu bewähren, je mehr solche es gibt, desto besser, und vieles in diesem Krieg bliebe ungeschehen, wenn sie zahlreicher wären. Sie dürfen, sollen und müssen nach **ihrem** Gewissen handeln, das ist ihr Recht und ihre Pflicht. Aber wogegen ich mich empöre, das ist, wenn man aus **diesem**, ihrem Gewissen im Namen des **Evangeliums ein Gesetz** machen will für alle Jünger Jesu. Der Staatsgewalt bestreite ich eventuell nicht, daß sie zu Rücksichten auf das individuelle Gewissen weder Lust noch Zeit haben kann. Aber daß auch das Evangelium über aufrichtige Gewissensbedenken hinwegtrampeln soll, das ist mir ein unerträglicher Gedanke.

O. L.

(Schluß folgt.)

Umschau.

Raubbau an der Volksgesundheit. Wenn **ein Protest** des sozialdemokratischen Parteitages Berechtigung hat, so ist es der, in der letzten Nummer kurz erwähnte **Protest gegen die teilweise Aufhebung des Fabrikgesetzes**, durch den Bundesrat: „Wenn dies im Interesse der Landesverteidigung notwendig ist oder wenn nur auf diese Weise die Fortführung des Betriebes gesichert werden kann, oder wenn die Ausnahme in den wirtschaftlichen Verhältnissen besonders begründet ist". (Etwa bei Kriegsmateriallieferung für fremde Staaten? S.) Nun können von Kantonsregierungen, respektive von Bezirks- und Ortsbehörden folgende Bewilligungen erteilt werden:

Schichtweise Organisation der Tagesarbeit und der ununterbrochene Tagesbetrieb, die Verkürzung der Mittagspause auf weniger als eine Stunde, die Verlängerung der elfstündigen Dauer der Tagesarbeit an mehr als 80 Tagen im Jahr und zwar um höchstens zwei Stunden im Tag, die Verlängerung der Arbeitsdauer an mehr als zwölf Tagen vor Sonn- und Feiertagen in einem Jahr, die Arbeit während mehr als 30 Nächten in einem Jahr, die Arbeit an mehr als zwölf Sonntagen in einem Jahr, die Nachtarbeit weiblicher Personen über 18 Jahren und männlicher Personen über 16 Jahren.

Für die Ueberzeitarbeit muß an Werktagen 25 %, an Sonn- und Feiertagen und für die Nachtarbeit 50 % Lohnzuschlag erteilt werden. Der Bundesrat gibt noch die Mahnung, mit diesen Bewilligungen vorsichtig und zurückhaltend zu sein.

Man sieht diesen Bestimmungen auf den ersten Blick an, daß sie nicht im Einverständnis mit der Arbeiterschaft, sondern nur im Interesse der Industriellen aufgestellt worden sind. In der Tat mußte sich Nationalrat Greulich von seinen Parteigenossen vorhalten lassen, daß er erst im letzten Augenblick, als der Erlaß schon fertig und beschlossene Sache war, pro forma zur Vernehmlassung beigezogen worden ist. Es ist also ein durchaus **einseitiger und undemokratischer** Erlaß. Und glauben denn die Herren im Bundesrathaus, daß ein derartiger Raubbau an der Volksgesundheit (an beliebig vielen Tagen 13 Stunden Arbeit, Nachtarbeit mit unbeschränkter Dauer, Sonntagsarbeit an beliebig vielen Sonntagen, Nachtarbeit weiblicher Personen über 18 und männlicher Personen über 16 Jahren, Verkürzung der Mittagspause auf weniger als eine Stunde und das während der ganzen Dauer des Krieges, der, Gott weiß wie lang, dauern wird) jemals durch eine Lohnerhöhung gutgemacht werden kann? Und daß die Mahnung des Bundesrats eine platonische bleiben wird, dafür sorgt die oft erfahrene Bereitwilligkeit der Behörden in der Erteilung ihrer Konzessionen.

Wann lernen unsere Volkswirtschaftler, daß die Gesundheit und physische Kraft der kostbarste materielle Reichtum eines Volkes ist? —

Eine Reminiszenz. Wie wichtig es ist, Verhandlungen und Debatten ohne Alkohol zu veranstalten, zeigt eine Reminiszenz des Gründers des A. C. V. Basels, Professor **Schär**, aus seiner Jubiläumsrede:

Nun komme ich dazu, Ihnen zu sagen, wie wir eigentlich zur Reorganisation des Konsumvereins durch die Statutenrevision im Jahre 1900 gekommen sind. Es ist ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte des A. C. V., weil dort die Generalversammlung ersetzt worden ist durch den Genossenschaftsrat, weil die Kompetenzen der einzelnen Mitglieder zurückgesetzt worden sind auf das Wahlrecht des Genossenschaftsrates und auf die Urabstimmung. Wie das gekommen ist, muß ich Ihnen aus meiner Erinnerung rekonstruieren. Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1888. Wir hatten der Generalversammlung die Frage vorgelegt, ob sie den vom Verwaltungsrat abgeschlossenen Kaufvertrag betreffend das Bauterrain Birsigstraße 14 genehmigen wolle oder nicht. Die Generalversammlung, sie fand in der Speisehalle statt und wies eine ungewöhnlich große Zahl Anwesende auf, machte die Verhandlungen fast unmöglich. Der billige Tyroler- und Italienerwein ermutigte und begeisterte die Köpfe, aber in einer anderen Form, als wie sie vorhin Herr Regierungsrat Wullschleger geschildert hat. Es war eine große Aufgabe, diese Versammlung zur Beschlußfassung zu bringen. Es war eine sehr starke Opposition vorhanden, die die Versammlung sprengen wollte. Es war sogar für mich und für den Referenten des Verwaltungsrates, Herrn Stadelmann, lebensgefährlich. Einzelne kamen mit dem Revolver an den Präsidententisch und wollten ihre Behauptungen mit Revolverschüssen bekräftigen. Zum Glück hatte ich eine laute Stimme, lauter als jetzt, lauter jedenfalls als die Gegner. Wir kamen zum Schluß und der Antrag wurde mehrheitlich genehmigt, den Gegnern nicht zur Freude. Die nach den Statuten nötige Stimmenzahl war bald beieinander, um eine außerordentliche Generalversammlung abzuhalten. Diese Generalversammlung hatten wir aber wohlweislich nicht in ein Wirtschaftslokal, sondern in den Musiksaal verlegt, denn wir hatten genug von Italiener- und Tyrolerwein. Wir wollten eine Versammlung ohne Getränke abhalten. An dieser neuen Versammlung beteiligte sich eine ungeheure Zahl von über 1000 Personen, und siehe da, die Opposition machte im ganzen 157 Stimmen. —

Ueber eine Art **Agrarsozialismus** bei den **Serben**, die Grundlage ihrer ökonomischen und zumteil auch ihrer sittlichen Tüchtigkeit, berichtet ein französisches Blatt: „Dieses von allem abgeschnittene Ländchen, dem man bis auf den heutigen Tag einen Ausgang zum Meere, sozusagen ein Fenster zur Außenwelt hin, verweigert hat, kennt keine Armut. Es hat eine Art **agrarischen Sozialismus** betrieben, der alle Familien vor dem Elend sicherstellt, und es ist ihm gelungen, dieses einfache Ideal zu verwirklichen, unter Wahrung der alten Gebräuche, deren Ursprung sich in graue Vorzeit verliert. Die Serben sind Viehzüchter und Bauern, sie haben sich in Zadrugas zusammengeschlossen, die **Arbeitsgenossenschaften** sind und als Grundlage die Familie haben. Die Großeltern und die ganze Nachkommenschaft stellt eine natürliche Vereinigung dar, der die Vetternschaft eine sehr große Ausbreitung gibt in diesem fruchtbaren Volke. Im allgemeinen bildet jedes Dorf eine Gruppe für sich, die das Land gemeinsam besitzt und bebaut unter der Hoheit des Aeltesten, dem alle Ernteerzeugnisse gebracht werden. Die Mahlzeiten nimmt man in der Behausung des Aeltesten ein, und dieser ständige vertrauliche Umgang ist nicht die geringste Originalität der sozialen Einrichtungen in diesem Lande, das privilegiert erscheinen könnte, wenn nicht seine Nachbarn so erbittert darauf wären. Seit vierzig Jahren gibt es dort ein Gesetz, das dem Bauer den Besitz von drei Hektar und sechzig Ar Land, zwei Pferden oder zwei Ochsen, fünf Hammel und den nötigen Ackergerätschaften garantiert. Noch mehr: sein Haus und zwanzig Ar sind unangreifbar, selbst wenn er die Staatssteuer nicht bezahlt.

Dieses patriarchalische Leben erzeugt eine leidenschaftliche Liebe zum angestammten Boden. Der Mann, der sein Dorf verläßt, um in den Krieg zu ziehen, weiß, daß die Gemeinschaft während seiner Abwesenheit für sein ganzes Besitztum sorgt. Dadurch, daß er Serbien verteidigt, weiß er, daß er eine Gemeinschaft verteidigt, deren Interessen mit den seinen solidarisch sind. Der Patriotismus ist unter solchen Bedingungen ein elementares Empfinden und nicht so verzwickt wie bei Angehörigen einer großen Nation, bei denen er sich durch allerlei moralische Erwägungen kennzeichnet. —

Warum der Zucker teurer wird. Wir sind bekanntlich für die Einfuhr von Zucker hauptsächlich auf Oesterreich angewiesen. Auch dort herrscht Zuckerteuerung. Ueber deren Ursache geben die Geschäftsberichte der Zuckerfabriken Oesterreichs einigermaßen Aufschluß. Die A.-G. Zuckerfabrik Kolin (Böhmen) zum Beispiel zahlt nun 35 % Dividende und verdreifacht das Aktienkapital auf 1,4 Millionen Kronen. Die letzte Dividende betrug 14 %, die höchste bisher bezahlte Dividende 25 %. — Die Zuckerfabrik Stummer hatte im Vorjahr mit einem noch aus frühern Jahren stammenden Gesamtverluste von 1,889,600 Kronen abgeschlossen, jetzt ist es ihr möglich gewesen, diesen Verlust vollständig zu tilgen und außer-

dem nach Dotierung des Reservefonds einen Gewinn von 392,612 Kronen zu erzielen, was einem Gewinn von zirka 40 % des Aktienkapitals entspricht. Während in den letzten Jahren keine Dividende bezahlt werden konnte, beträgt sie nun 5 %. Auch die böhmische Zuckerindustriegesellschaft erzielt einen Reingewinn von 36 % des Aktienkapitals. Kein Wunder, wenn der Zucker teurer wird! —
(Zürcher Post.)

Die preußischen Beamten, welche weniger als 2100 Mark Jahresgehalt haben, bekommen (mit Ausnahme der unverheirateten und der kinderlosen) eine **Kriegszulage** und zwar sechs Mark monatlich für die beiden ersten Kinder und drei Mark für die folgenden Kinder. Es ist das erstemal, sagt Gertrud Bäumer, daß bei einer derartigen Zulage so ausschließlich auf die Kinderzahl Rücksicht genommen wird.
S.

Die sozialen Ziele Jesu.*

(Das Christentum und die soziale Krisis II)

Von W. Rauschenbusch.

1. Wie wir das Evangelium neu lesen gelernt haben.

Ein Mann wandelt zur Frühlingszeit durch die Wälder. Die ganze Luft ist erfüllt von dem Trillieren und Gezwitscher kleiner Vogelherzen, von ihrem Liebeswerben, ihren Elternfreuden, ihrer Todesangst. Der Mann aber nimmt keine Notiz davon, geht achtlos vorbei, er sieht keinen Vogel im Wald, er ist Botaniker und sucht nach Pflanzen.

Ein anderer Mann schreitet durch die Straßen einer Stadt und grübelt über den Problemen des Reichtums und der allgemeinen Wohlfahrt. Er sieht ein Kind auf dem Randsteine sitzen, das schreit; andere Kinder trifft er beim Spiel; er sieht eine junge Mutter mit ihrem Kindlein, und einen Großvater mit seinem Enkel, aber es kommt ihm dabei nicht in den Sinn, daß kleine Kinder das Fundament der menschlichen Gesellschaft, eine Haupttriebkraft in den ökonomischen Bestrebungen, die einflußreichsten Lehrer, die Quelle der reinsten Freuden, die lieblichste Darstellung von Form, Farbe und Anmut sind. Der Mann hat nie ein Kind gehabt und seine Augen sind gehalten.

Wieder ein anderer durchliest das **neue Testament**, er empfindet keinen vibrierenden Herzschlag sozialer Hoffnung bei der Predigt Johannes des Täufers, noch bei dem Jubel der Menge, als Jesus in Jerusalem einzog. Er entdeckt kein revolutionäres Merkmal in der Offenbarung des Johannes; die soziale Bewegung hatte ihn noch nicht berührt. Jesus kannte die Natur des Menschen, als er sagte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Wir sehen in der Bibel, was man uns gelehrt hat darin zu sehen. Unserem Gesichtskreise entgehen die großen Tatsachen, die sie enthält, oder wir lesen Dinge in sie hinein, die gar nicht darin stehen. Im Mittelalter meinten die Menschen in wahnwitziger Weise, ihre dunkle, scholastische Philosophie und Theologie in der Einfachheit der Evangelien wieder zu sehen. Sie fanden in den Episteln die Priester und Bischöfe, die sie kannten mit Stola und Tonsur, im Cölibate lebend, dem Winke des Papstes gehorchend. Als das Wiedererwachen der Wissenschaften die Menschen lehrte, alle Bücher vom Standpunkte literarischer Wertschätzung und geschichtlicher Erkenntnis zu lesen, entschwanden vor ihren Augen viele Dinge aus der Bibel und andere, neue kamen zum Vorschein. Eine neue Sprache wurde vorbereitet und auch die Bibel begann in dieser Sprache zu reden. Ist die Bibel vor der Reformation keine lebendige Kraft gewesen, so war die Ursache nicht, wie uns gelehrt wurde, daß sie angekettet und verboten war, sondern weil die Gemüter in vorgefaßten Ideen befangen waren, und weil sie das, was sie lasen, nicht richtig lasen.

Wir stehen gegenwärtig inmitten einer ebenso revolutionären Epoche wie diejenige der Renaissance und der Reformation. Mit ihr geht Hand in Hand eine Neuauslegung von Natur und Geschichte. Unter Beihülfe der sozialen Bewegung entstand das moderne Geschichtsstudium. Da wo man uns gewöhnt hatte, ein Panorama von Kriegen, stolzen Königen und üppigem Hofleben zu sehen, erblicken wir nun den Kampf des Volkes, das seinen Lebensunterhalt der Natur abringt und seine Unterdrücker von sich schüttelt. Die neue Gegenwart hat auch die Vergangenheit neu geschaffen. Die französische Revolution war die Geburtsstätte der modernen Demokratie und zugleich des neuen Geschichtsstudiums.

Auch der **Bibel** kommt diese soziale Neuauslegung zu gute. Die Geschichten der Patriarchenzeit erhalten eine frische Lebendigkeit, wenn sie vom Standpunkte der einfachsten sozialen Verhältnisse aus verstanden werden. Im Neuen Testament finden sich Textworte und Anspielungen, die man vordem als unbedeutende übergangen hatte; jetzt sind sie wie Fenster, die in eine meilenweite Landschaft blicken lassen. Aber es ist ein langsamer Prozeß. Die Männer, welche Kommentare schreiben, stehen meist im reifen Alter, und die Richtlinien ihrer Interessen waren schon gezeichnet, ehe die soziale Bewegung die Menschen aufweckte. Sie folgen den Traditionen ihres Handwerkes und befassen sich mit den gleichen Fragen, die ihre Vorgänger schon behandelt hatten. Viele hervorragende Theologen, wie auch andere hervorragende Denker leben inmitten des Reichtums, und infolge ihrer sozialen Stellung sind sie nur langsam im Sehen. Die individualistische Auffassung der Religion ist in die theologische Literatur und in die geistlichen Institutionen so hineingebaut, daß ihre Herrschaft nicht einfach so geschwind beseitigt werden kann. Es erfordert eine oder zwei Generationen, bis das neue soziale Verständnis der Religion Gemeingut aller werden kann.

Das erste Leben Christi, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, wurde im Jahre 1829 von **Karl Hase** geschrieben. Die Christen hatten sich immer in Ehrfurcht vor ihrem Meister gebeugt, aber sie hatten es nie unternommen, dessen Leben aus seiner eigenen geschichtlichen Umgebung heraus, und seine Lehren in dem Sinne zu verstehen, wie Jesus sie von seinen Zuhörern verstanden haben wollte. Er stand da wie eines seiner Bildnisse in byzantinischer Kunst, prächtig auf Goldgrund gemalt, aber jeder Wirklichkeit und Menschlichkeit bar. Allmälig, mit noch vielen Unsicherheiten in Einzelheiten, steigt seine Gestalt aus der Vergangenheit empor und wir begegnen ihm. Er fängt an mit uns zu reden wie er mit seinen galiläischen Freunden geredet hat, und je besser wir Jesum kennen lernen, um so sozialer werden seine Gedanken und Ziele uns erscheinen.

2. Jesus war kein sozialer Reformer.

Unter dem Einfluß dieses neuen geschichtlichen Studiums der Person Christi, und unter dem Druck des hochgespannten neuen sozialen Interesses für das Leben unserer Zeit bewegt sich der Pendel nun nach der andern Seite hin. Viele nehmen Jesus für ihre eigenen sozialen Ueberzeugungen in Beschlag. „Er war der erste Sozialist." „Nein, er war ein tolstoianischer Anarchist." „Durchaus nicht, er hielt Gesetz und Ordnung aufrecht." Dies schillernde Urteil ist ein Beweis für seine Macht über die Menschen und die Vielseitigkeit seiner Gedanken.

Aber in Wahrheit war Jesus kein sozialer Reformer von moderner Art. Soziologie und Nationalökonomie lagen so weit außerhalb seines Gedankenkreises, wie organische Chemie oder die Geographie von Amerika. Er sah das Uebel in dem Leben der Menschen, sah ihre Leiden, aber er trat von dem menschlichen und nicht vom ökonomischen oder politischen Gesichtspunkte aus an diese Tatsachen heran. Von den Menschen verlangte er im allgemeinen einen rechtschaffenen Lebenswandel und befaßte sich mit den sozialen Fragen, die sich ihm entgegenstellten und insofern als sie sittliche Fragen waren.

Und er war mehr als ein Lehrer der Moralität, er hatte das größte, tiefste, schwerste aller Geheimnisse gelöst — ein frommes Leben zu führen. Ist für den Menschen die Frage der ökonomischen Bedürfnisse gelöst, und sind alle seine äußern Verhältnisse so befriedigend als möglich geordnet, so kann er dennoch unter dem Banne einer schrecklichen Leere des Lebens stehen und das Dasein als ein hoffnungsloses Rätsel und eine Täuschung empfinden. Wäre die Frage hinsichtlich der Verteilung des Reichtums unter der ganzen Gesellschaft gelöst, könnten durchschnittlich alle in Behaglichkeit ohne materielle Drangsal und Angst leben, so bestände dennoch die Frage, wie viele im Frieden mit ihrer eigenen Seele leben und jene dauernde Freude und Befriedigung besitzen können, die allein imstande sind, auch äußere Dinge schön und lieblich zu machen und uns unabhängig zu machen von all ihrem Wechsel. Ein allgemeiner Wohlstand wäre nicht unvereinbar mit allgemeiner Langeweile und mit Weltschmerz. Ueber der Frage der ökonomischen Verteilung steht die Frage der sittlichen Beziehungen, und über den menschlichen Beziehungen der Menschen zueinander erhebt sich die Frage der religiösen Gemeinschaft mit jener geistigen Wirklichkeit, in welcher wir unserem tiefsten Wesen nach leben, weben und sind — mit Gott dem Vater aller Geister! Jesus hatte in seiner Person das Leben Gottes in der Seele des Menschen, und das Leben des Menschen in der Liebe Gottes verwirklicht. Das war das wahre Geheimnis seines Lebens, der Urquell seiner Reinheit, seines Mitleidens, seines unerschütterlichen Mutes, seines unzerstörbaren Idealismus — **er kannte den Vater!** Aber wenn er das größte aller Besitztümer, den wahren Schlüssel zu den Geheimnissen des Lebens sein eigen nannte, war es auch seine höchste soziale Pflicht es andern mitzuteilen, damit sie mit seiner Hülfe denselben Segen hätten wie er. Er mußte die Menschen lehren als Kinder in der Gegenwart ihres Vaters zu leben, und nicht wie Sklaven, die vor einem Despoten kriechen. Er hatte ihnen zu zeigen, daß das gewöhnliche Leben der Selbstsucht, des Geizes, der Angst, des aufreibenden Wettbewerbs und der Gegensätzlichkeit in Wirklichkeit gar kein Leben sei, und daß sie in eine neue Welt der Liebe, der Zusammengehörigkeit und inneren Zufriedenheit eintreten müssen. Kein anderer Dienst, den er den Menschen hätte leisten wollen, ließe sich diesem an die Seite stellen. Jede andere Hülfe liegt in konzentrischen Kreisen um die Geisteserlösung und fließt aus ihr heraus.

Kein Verständnis Jesu ist nur annähernd wahr zu nennen, das nicht erkennt, daß die Religion sein innerstes Herz war. Keiner ist im vollen Sinne sein Nachfolger, der nicht durch ihn in dasselbe Leben mit Gott eingegangen ist. Anderseits aber kann niemand sein Leben mit Gott teilen, dessen Religion nicht natürlich, zwanglos in alle Beziehungen seines Lebens hinein sich ergießt, und alles, was mit ihm in Berührung kommt, neu macht. Wer das religiöse und soziale Leben voneinander trennt, der hat Jesus nicht verstanden. Wer der neugestaltenden Kraft des religiösen Lebens in den sozialen Beziehungen und Einrichtungen der Menschen irgendwelche Grenzen steckt, der verleugnet den Glauben seines Herrn und Meisters. (Fortsetzung folgt.)

Von der Zürcher Synode.

Die Zürcher Synode beschäftigt sich nicht nur mit der geschäftsmäßigen Abwandlung der notwendigsten Traktanden, sondern sie hat in ihrem Statut die Bestimmung, daß es gestattet sein soll, in ihr Fragen sittlich-reli-

---

* In Nummer 4 und 5 brachten wir den Schluß der Artikelserie des Deutschamerikaners Prof. Rauschenbusch über die Propheten Israels. Wir wiederholen die Empfehlung an unsere Leser, sie möchten einmal womöglich alle Teile, die im Laufe des letzten Jahrgangs erschienen, im Zusammenhange nochmals durchlesen. Sie werden dann erst merken, welch einen Reichtum wertvoller Gedanken sie enthalten. Die Grundgedanken dessen, was wir Religiös-soziale aus der Bibel zu schöpfen suchen, sind kaum anderswo klarer und schöner herausgehoben als bei Rauschenbusch. Von ähnlicher Bedeutung scheint uns die II. Abteilung dieser Artikel zu sein, die wir heute zu veröffentlichen anfangen.
D. Red.

gößter Art zur Behandlung und Beratung zu bringen. So war für diese Sitzung die Frage einer engern Verbindung der Deutsch- und Welschschweizer auf der Tagesordnung. Wegen Unpäßlichkeit des Referenten wurde sie verschoben. — Dafür aber wurden andere Fragen frisch angeschnitten. Mit großem Mehr wurde, entgegen dem Antrag der Geschäftsprüfungskommission, beschlossen, die Hauptreformationsfeier im Jahr 1917 abzuhalten. Wir dürfen dieses Datum, ohne in den Verdacht allzu großer Germanophilie zu geraten, um so mehr festhalten, als die welschen Kirchen sich ebenfalls auf dieses Datum geeinigt haben. Die Zürcher können dann ihre Reformation immer noch zwei Jahre später feiern. — So hat also die Synode mit einem glücklichen Entschluß in einem wichtigen Punkt eine welsch- und deutsch-schweizerische Einigung, die vor allem den Welschen besondere Ehre macht — haben sie doch das „deutsche" Datum akzeptiert — vollzogen.

Auf einen Druck, der von den Alkohol- und Wirtschaftsinteressenten ausging, sowie um die Erträgnisse des Gas- und Elektrizitätswerkes zu mehren (!), hat der zürcherische Regierungsrat beschlossen, es den Gemeinden anheim zu geben, ob sie die Polizeistunde bis 1 Uhr verlängern wollen. Die Stadträte von Zürich, welcher Stadt diese „Wohltat" zunächst zugedacht war, hatten Rückgrat genug auf dieses Geschenk zu verzichten; ebenso der Stadtrat von Winterthur. — Eine Motion in der Synode verlangt sofortige Anhandnahme einer Initiative zur Einführung der Polizeistunde im ganzen Kanton auf spätestens 12 Uhr. Die Synode beschloß jedoch auf Antrag des Kirchenrats, daß die Synode einfach die Einführung der Polizeistunde in das kommende Wirtschaftsgesetz verlangen und, im Fall der Ablehnung dieses Wunsches, eine Volksinitiative in Aussicht nehmen soll.

Mit einem fernern Auftrag wurde der Kirchenrat überrascht: Er solle das kommende Steuergesetz dem Volk zur Annahme empfehlen, sofern in diesem die amtliche Inventarisation in Todesfällen, ein Hauptmittel gegen den Steuerbetrug, vorgesehen sei. Der Kirchenrat konnte erwidern, daß ihn dieser Antrag unvorbereitet überfalle und daß er Zeit haben müsse, ihn zu überlegen und das Gesetz überhaupt erst kennen zu lernen. Soweit ist die Ablehnung des Antrags durch den Kirchenrat begreiflich und berechtigt. Wenn aber aus dem Kirchenrat die Ermahnung an die Synodalen und speziell an die Pfarrer erging, sie sollten statt einer öffentlichen Kundgebung der Synode oder des Kirchenrats lieber sich auf die Predigt und seelsorgerliche Einwirkung zur Herbeiführung einer bessern Steuermoral beschränken, so bewies das eine merkwürdige Verkennung der Wirklichkeit. Gewiß haben viele Pfarrer in diesem Stück schon lang ihre Pflicht getan — es ist aber in unserm Kanton mit dem Steuern immer fauler geworden, so daß unser Ruf in der übrigen Schweiz hierin nachgerade stinkend geworden ist. Die großen und kleinen Erwerbsgesellschaften und die Kapitalisten, die die Hauptsünder sind, werden wohl viel auf die Predigt der Pfarrer und ihren seelsorgerlichen Zuspruch geben! Moderne Kirchenräte sollten sich doch klar sein, daß leider heute solche Mittel ganz unzureichend sind, wenn es gilt verbreitete öffentliche Schäden zu beseitigen. Predigt und Seelsorge reichen nun einfach einmal nicht aus, wenn es gilt, Trunksucht, Unzucht, Spielsucht und Steuerbetrug zu bekämpfen. Und wenn der Kirchenrat erfreulicherweise seiner Zeit Hand geboten hat, die ersten den Laster offiziell bekämpfen zu helfen, so darf er sich der Aufgabe nicht entziehen, auch gegen den Steuerbetrug zu Felde zu ziehen. Ein reformierter und demokratischer Kirchenrat hat hiezu nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht.

Die Kirche hat das herrliche Vorrecht und die heilige Pflicht, ohne „Interessent" zu sein, „offiziell" die höchsten Güter der Demokratie zu fördern: Ehrlichkeit, Sittlichkeit, Nüchternheit. Wenn sie es nicht tut, dann tun um so unverfrorener die „Interessenten" den Mund auf und werden auch die besten „durch Predigt und Seelsorge" geschützten Sitten und Gesetze zu Fall bringen. Und wenn einmal die höchsten Güter eines Volkes der Spielball der „Interessenten" sind, dann findet der Geist Gottes keine Stätte mehr, weil alles, auch der „Fels der Kirche" von der trüben Flut des „Interesses" überspült ist.

Die Synode hat immerhin beschlossen, der Kommission für das neue Steuergesetz den Wunsch auszusprechen, daß die amtliche Inventarisation in Todesfällen in dem neuen Steuergesetz Aufnahme finde. S.

Soldaten-Weihnacht.

Bern, 24. November 1915.

Als im letzten Winter der Mehrteil unseres Heeres an der Grenze treue Wache hielt, wetteiferten alle Landesteile, um den Soldaten ein frohes Weihnachtsfest zu bereiten und ihnen die Trennung von den Angehörigen leichter zu machen. Das kommende Fest wird nach menschlichem Ermessen eine große Zahl von Wehrmännern zu Hause feiern dürfen; um so dankbarer werden diejenigen, die über die Jahreswende unter den Waffen bleiben, für jeden Beweis liebevollen Gedenkens sein. Auch die Armeeleitung versichert alle Soldatenfreunde, die unsern Truppen eine Weihnachtsfreude verschaffen wollen, zum voraus ihres herzlichen Dankes. Mit ihrem Einverständnis haben bereits eine Reihe von gemeinnützigen Verbänden ihre Vorbereitungen getroffen. Die einen, so Komitees in den Kantonen Aargau, Basel, Bern, Luzern, Schwyz und Zürich, haben es sich zur Aufgabe gemacht, bestimmte Einheiten Mann für Mann in bescheidener Weise zu beschenken; andere, wie die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (Zentralsekretariat Zürich), möchten solchen Soldaten, die vereinsamt oder mit Glücksgütern nicht gesegnet sind, noch eine besondere Gabe bescheeren. Wir empfehlen diese verdankenswerten Bestrebungen alle dem Wohlwollen des ganzen Schweizervolkes.

Damit verbinden wir den dringenden Wunsch, es möchte alles getan werden, um die Gaben gleichmäßig und gerecht unter die Truppen der verschiedenen Einheiten zu verteilen. Es soll nicht vorkommen, daß die einen mit Geschenken überhäuft, die andern nur spärlich bedacht werden. Vor allem dürfen die Kranken in den Spitälern und abgelegene Truppenteile nicht vergessen werden. Wir bitten daher alle, die in dieser Sache tätig sind, uns über ihre Pläne und den Stand ihrer Arbeit rechtzeitig Mitteilung zu machen; wir werden uns bemühen, eine zweckmäßige Verteilung der Kräfte und einen gerechten Ausgleich der Mittel herbeiführen zu helfen. Besonders erfreulich wäre es, wenn überall auch daran gedacht würde, den Familien der im Dienste stehenden oder beurlaubten Wehrmänner, die sich hart durchs Leben schlagen müssen, ganz im Stillen am Christtag die Sorgen zu erleichtern. Jede die freiwillige Soldatenfürsorge berührende Mitteilung, Anregung und Frage nimmt der Unterzeichnete mit Dank entgegen.

Im Auftrag des Chefs des Generalstabes der Armee: Hptm. Wirz.

Zentralstelle für Soldatenfürsorge, Bern, Münzgraben 4 (Telephon Nr. 5645).

Die Abwehr der Wirte.

In Grenchen fand vor einiger Zeit ein Abstinenzvortrag des Herrn Dr. Hoppeler statt. In der Ankündigung waren die Wirtschaften, wohl in etwas zu allgemeiner Weise, als Stätten der Unsittlichkeit bezeichnet worden. Niedlich sind die Abwehrargumente der Wirte, die wir hier folgen lassen:

(Eingesandt von der Direktion des Schweiz. Wirtevereins.) In Nr. 261 des Grenchener Tagblatt wird in einem Eingesandt aus Abstinenzkreisen behauptet, daß das Wirtshausleben Menschen und Familien ruiniere und daß unsere Schweizer Gastlokale „Stätten der Unsittlichkeit" seien. Die bezüglich ihrer Ehre angegriffenen Wirte von Grenchen und Umgebung verwahren sich gegen die frivole Anschuldigung, die von fanatischen Temperenzaposteln in tendenziöser Weise erhoben wurde, lediglich, um dem hier noch auf schwachen Füßen stehenden Blaukreuzverein neue Anhänger zuzuführen. Es ist tief beschämend und bedauerlich, daß gewisse Kreise der Hetzapostel es nicht unter ihrer Würde erachten, einen ehrenwerten Stand, wie es unser schweizerischer Gastwirtestand von Alters her ist, in Verruf zu bringen und zu diskreditieren, ihnen das Wasser abzugraben, um es auf ihre Blaukreuzmühlen zu leiten.

Was das Gasthaus in unserem öffentlichen Leben für eine geachtete Stellung einnimmt, das hat man erst dieser Tage wieder anläßlich der Morgarten-Feier in Schwyz sehen können. Die Spitzen unserer weltlichen und geistlichen Behörden haben sich in festlicher Gedenkstunde in den dortigen „Stätten des Alkohols" vereinigt und mit Alkohol, der die Menschen ruiniert, erhebende, zu Herzen gehende Reden von patriotischer Weihekraft gehalten. Von einer „anschließenden Trockenvereinigung" las man nichts. General Wille würde sich wahrscheinlich dafür bedankt haben. Ueber den Wert des Alkohols liegen von ärztlichen Autoritäten, deren Ruf zweifellos bedeutender ist als der des Herrn Dr. Hoppeler in Zürich, so viele Gutachten vor, die auch im gegenwärtigen Kriege aufs neue wieder glänzend bestätigt wurden, daß es sich an dieser Stelle wohl erübrigt, auf die abgeschmackten Blaukreuz-Anwerbe-Tiraden des anonymen Einsenders einzugehen. Die gewissenlos erhobenen Anschuldigungen verdienen es, daß ihr Einsender vor den Richter zitiert werde. Noch sind wir nicht so weit, daß jeder anonyme Buschklepper das Gewerbe eines ganzen Standes geachteter Mitbürger in den Schmutz ziehen und verächtlich machen kann.

Gut gebrüllt, Löwe!

Der erzieherische Wert der Genossenschaftsbewegung.

„Es ist eine höchst bemerkenswerte Tatsache", lesen wir in der englischen Zeitschrift „The Millgate Monthly", „daß größere Pächter und ältere Leute ebenso eifrige Genossenschafter werden, als wie die jüngere Generation. So gibt es in einer Grafschaft Südenglands einen Pächter, der noch vor einigen Jahren mit der Genossenschaft in seiner Landesgegend absolut nichts zu tun haben wollte. Vor einiger Zeit trat er gleichwohl dem Verein bei und gelegentlich eines Bankettes, auf dem er das Wort nahm, machte er kürzlich folgendes Geständnis: „Bevor ich Genossenschafter wurde, war ich jedesmal glücklich, wenn ich, über die Hecke in meines Nachbars Felder schauend, bemerkte, daß mein Nachbar ein schlechtes Jahr hatte. Jetzt, da ich Genossenschafter bin, macht es mich unglücklich, wenn ich konstatieren muß, daß es ihm schlecht geht und ich möchte ihm helfen". —

(Schweiz. Konsum-Verein.)